

klamiert.<sup>41</sup> Dass indes die von Rosa kritisierte »(Mainstream)-Soziologie«<sup>42</sup> ebenfalls nicht der Gefahr entgeht, in diese Falle zu tappen, erklärt Rosa mit der Geschichte seines Faches, das sich in seiner Gründungsphase von der Philosophie abgrenzen und gegen diese profilieren musste und daher für die Philosophie originäre Fragen wie diejenige nach dem Glück – also normative Fragen – ausgeklammert habe.<sup>43</sup>

Die Betrachtung von Narrativen macht also deutlich, dass der Umgang mit ihnen in der politischen und wirtschaftlichen Gegenwart, aber auch vor dem Hintergrund wissenschaftlicher Denkmodelle, zu reflektieren ist. Narrative sind, wie dargelegt, große und mächtige Schwungräder. Ihren Lauf zu ändern, ist möglich, aber nicht ohne Weiteres machbar. Im folgenden Abschnitt ist nun die Frage nach den Auserzählungen von Narrativen in Geschichten gestellt. Wie verhalten sich Geschichten im Verhältnis zu den großen »Ver einfachern«, den Narrativen?

### 4.3 Was sind Geschichten?

Gute Geschichten gehen uns etwas an. Wahrscheinlich würde niemand, der eine Geschichte gut findet, behaupten, dass er kein Verhältnis zu dieser hätte. Geschichten wollen uns überzeugen, sie wollen uns für sich einnehmen. Wie sagte einmal der Vater einer Freundin zu mir beim Anblick seiner Bücher, als diese nach dem Umzug von Stockholm nach Berlin wieder ihren Platz im Regal gefunden hatten: »Es ist doch schön, wenn man all seine Freunde wieder um sich hat.« Die Definition einer Geschichte für diese Untersuchung ist daher so einfach wie auch komplex: Eine Geschichte ist eine Beziehung. Gleichzeitig gilt: Eine Beziehung ist eine Geschichte. Geschichten erzählen

<sup>41</sup> »The main point I want to make here is that the basis of the Creative class is economic. I define it as an economic class [...]. The Creative Class consists of people who add economic value through their creativity.« (Florida, Richard: *The Rise of the Creative Class and How It's Transforming Work, Leisure, Community and Everyday Life*, New York 2002, S. 68)

<sup>42</sup> Rosa, Hartmut: *Resonanz. Eine Soziologie der Weltbeziehung*, 4. Auflage, Berlin 2020, S. 47.

<sup>43</sup> Ausführlich hierzu der Abschnitt »Die Soziologie, die Moderne und das gute Leben« in: ebd., S. 37ff.

immer von einem sinnlichen und sinnhaften Verhältnis einer Person und ihrer Umwelt.<sup>44</sup>

Damit ist bereits auch der wesentliche Unterschied zu Narrativen beschrieben: Narrative sind Sinnangebote, hingegen leben wir in von uns geteilten und mitgestalteten Geschichten bereits in verinnerlichten sinnhaften Zusammenhängen. Geschichten weben sich durch unser Leben. Narrative hingegen können einleuchten, müssen aber nicht zum Freund, Begleiter oder Teil des eigenen Ich werden. Das Narrativ eines Politikers, sich als Wahrer konservativer Werte zu inszenieren, muss den Beschäftigten einer Werbeagentur berufsbedingt als Sinnangebot verständlich sein, um zum Beispiel eine schlagkräftige Bildsprache für eine Stadtplakatierung zu entwerfen. Es ist aber eher unwahrscheinlich, dass sie auch ihre persönliche Lebensführung an den Werten dieses Narratifs ausrichten. Sollten sie es doch tun, was auch nicht ausgeschlossen ist, und würde das Narrativ in ihrer Lebensführung verstärkt Einfluss gewinnen, so würde es sich damit in eine Geschichte für sie verwandeln.

Gute Geschichten stehen, eben weil sie uns überzeugen, damit der Rhetorik auch sehr viel näher als Narrative. Denn die Rhetorik will eines vor allem: überzeugen. Über diesen Unterschied kann kaum lang genug nachgedacht werden: Überzeugen zu können, heißt, argumentieren zu müssen – und argumentieren können zu müssen. Ein Argument muss sinnvoll sein. Der Rhetorik liegt ein ethischer Anspruch zu Grunde, die Lehre vom richtigen Handeln. Und: Überzeugen kann man nur, wenn man sich selber und die Menschen, die sich gegebenenfalls überzeugen lassen, Zeit füreinander nehmen.

Das Narrativ hingegen, der vorausgehende Abschnitt hat dies beschrieben, ist zum einen eine verknappte Sinneinheit – es fordert für seine Artikulation oder Rezeption keinen nennenswerten Anteil unserer Lebenszeit

<sup>44</sup> »Une relation est toujours une histoire« (Bidart, Claire/Degenne, Alain/Crossetti, Michel: *La vie en réseau. Dynamique des relations sociales*, Paris 2011, S. 21); siehe insbesondere das Kapitel »Comprendre des relations«, S. 21–49. Die methodisch anspruchsvolle und in der Darstellung zugleich beeindruckend klare Untersuchung über soziale Beziehungen dokumentiert die Ergebnisse von Langzeitbeobachtungen und Netzwerkforschung an zwei Orten (Toulouse und Region, 1990–2000; Caen 1995–2004; vgl. S. 14f.). Die Autoren beschreiben im Ergebnis verschiedene Typologien sozialer Beziehungen und vor allem deren Dynamiken; inzwischen auch ins Englische übersetzt und von den Autoren erweitert: dies.: *Living in Social Networks*, Cambridge 2020.

ein. Und es kann auch unethisch sein oder zu unethischen Zwecken eingesetzt werden. Es kann Vorurteile bedienen und schüren, es kann soziale Unterschiede vergrößern statt verringern, es kann Dinge, einzelne Menschen oder Gruppen zu Unrecht herabqualifizieren und schädigen. Eine qualitätsvolle, rhetorisch anspruchsvolle Geschichte kann dies hingegen nicht. Aristoteles stellt in seiner »Rhetorik« bereits einleitend klar: »Verleumdung, Mitleid, Zorn und dergleichen Seelenzustände fallen ja nicht in unser Thema, sondern sollen den Richter nur beeinflussen.«<sup>45</sup> Er fordert, dass es »Aufgabe der Rhetorik ist, Überzeugendes und scheinbar Überzeugendes zu erkennen.«<sup>46</sup>

Indessen leitet uns der Wunsch zu überzeugen in vielen Lebensbereichen – und dieses sicher auch in der gelingenden Stadt- und Regionalentwicklung. In dieser Hinsicht kann durchaus dann auch von einer »Rhetorik der Stadt«, so der gleichlautende Titel einer umfangreichen Untersuchung Pierre Smolarskis, die Rede sein. Die Formel lässt sich zu einer »Rhetorik des Raumes« modifizieren: Orte wollen uns überzeugen, dass wir uns an ihnen aufhalten, indem wir uns möglichst gerne an ihnen aufhalten. Und ebenso ist allen Menschen, welche neue Orte schaffen, positiv zu unterstellen, dass sie mit den von ihnen geschaffenen Orten und den durch sie verkörperten Geschichten möglichst vielen anderen Menschen das Angebot machen möchten, sich ebenfalls an diesem Ort gerne aufzuhalten und die Geschichte somit zu teilen. Smolarski verknüpft daher Rhetorik und Prinzipien der Raumplanung mit dem Ziel der Vergemeinschaftung.

»Wie wir gesehen haben, ist die Rhetorik als technische eng verbunden mit der urbanen Vergemeinschaftung, dem Erzeugen oder rhetorischen Nutzen eines gemeinsamen Hintergrundes (common ground) und mit der Koordination des Spannungsgefüges von Meinungspluralität und Gemeininteresse.«<sup>47</sup>

Qualitätsvolle Lebensräume sind also nicht bloß Kulissen unserer Lebensgeschichten, sondern wir halten es in ihnen mit sehr vielen unterschiedlichen Menschen buchstäblich und für längere Zeit gerne aus. Nochmals auf die Unterscheidung von Narrativ und Geschichte abgetragen, heißt dies: Das Narrativ, dass die Stadt Hamburg eine wohlhabende Hansestadt oder Montréal

<sup>45</sup> Aristoteles: *Rhetorik*, übersetzt und herausgegeben von Gernot Krapinger, Stuttgart 1999, S. 7.

<sup>46</sup> Ebd., S. 9.

<sup>47</sup> Smolarski, Pierre: *Rhetorik der Stadt. Praktiken des Zeigens, Orientierung und Place-Making im urbanen Raum*, Bielefeld 2015, S. 108f.

ein Ort frankophilen Lebens sei, überzeugt uns per se sehr wahrscheinlich nicht, an diesen Ort zu ziehen und länger bleiben zu wollen. Wo wir unseren Lebensmittelpunkt wählen, ist vielmehr durch die Geschichte(n) gelenkt, die uns mit diesen Orten in unserem Leben verbinden. Möglicherweise ist es ein Studienplatz, weswegen ein junger Mensch nach Hamburg geht. Oder es ist der Freund, dem eine Frau nach Montréal folgt. Dies sind Geschichten, die wir teilen, die überzeugen, in denen der Aufenthalt an Orten zu unseren eigenen Erzählungen wird.

Neben Überzeugungskraft und Lebenszeit ist der dritte Unterschied zwischen Narrativ und Geschichte bereits früh in dieser Untersuchung angesprochen worden: Narrative neigen dazu, auf Kernbotschaften verkürzt zu sein, während Geschichten komplex und zumeist auch widersprüchlich sind. Narrative sind, wie dargelegt, Muster, sie sind auf eine Mini-Szene reduziert. Freilich lassen sich daraus dann aber die weitaus umfangreicheren Geschichten entspinnen: Das Narrativ meines Großonkels Artur zum Beispiel, dass »in Thüringen in jeder Bude ein Erfinderarsch hockt« – er bezog sich hier auf die historische Industrialisierung und ihr Nachwirken auch in der DDR –, ist zunächst in sich abgeschlossen und ohne Dauer, schürt aber allerhand Phantasie für damit verbundene Geschichten oder ruft das historische Wissen um diese historische Industrieregion auf.

Eine Geschichte hingegen ist zeitlich gedehnt und besitzt dadurch auch eine je spezifische Dramaturgie. An dieser Stelle ließen sich nun dutzende prominente Untersuchungen zu Archetypen des Geschichtenerzählens aufführen, beginnend mit bereits in der Antike entstandenen Dramentheorien oder der neuzeitlichen Forschungen zu noch früheren, den vorschriftlichen Erzählformen (»oral literature«). Zu ergänzen wären Untersuchungen über Ausdifferenzierungen, Verfeinerungen und neue Dramaturgien in neuen medialen Kontexten, etwa im Zuge der Entstehung textlicher (Buchdruck), visueller (Kupferstiche, Foto), auditiver (Tonrollen, Radiofunk), visuell-auditiver (Fernsehen, Film) Reproduktions- und Repräsentationstechniken bis hin zu digitalen Medien. Erzählforschung und die Frage, wie die für uns geltenden Wirklichkeiten sich als vermittelt erweisen, macht dabei auch vor Wissenschaften selbst nicht halt: Der Historiker Hayden White hat, unter einem großen Aufschrei seiner eigenen Innung, die gesamte Geschichtswissenschaft bestimmten Typologien des Geschichtenerzählens zugeordnet.<sup>48</sup> Damit traf

---

48 White, Hayden: *Metahistory. Die historische Einbildungskraft im 19. Jahrhundert in Europa*. Frankfurt/M. 1991.

er empfindlich all diejenigen, die mit einer geschichtswissenschaftlichen Darstellung das Versprechen einer als objektiv geltenden Darstellung verbinden. Ähnlich revolutionär wirkte Bruno Latours zweijährige Feldstudie in einem medizinischen Labor, in deren Folge er die erzählerische Konfiguration naturwissenschaftlicher Fakten nachzeichnete.<sup>49</sup>

Der Kosmos heutiger Erzählforschung ist also gewaltig. Er erstreckt sich längst nicht mehr ausschließlich auf Kunst und Literatur<sup>50</sup>, sondern auch auf Wissenschaft selbst. Letzter Umstand, dass auch Wissenschaft immer eine Form des Erzählens bildet, ist in diese Untersuchung eingeschrieben: ausführlich ist im vorherigen Abschnitt zur Methodologie beschrieben, wie der Prozess der Annäherung an die Feldstudien explizit gemacht ist, dass zu Beginn jeder Feldstudie in der Rubrik »Blitzlicht« wesentliche Blickwinkel von Akteur\_innen mit Originalzitaten versammelt sind, dass ich als Autor meine Perspektive durch einen Bericht meiner ersten auch räumlichen Annäherung an die Orte der Feldstudien in der Rubrik »Ortsbesuch« darlege. Erst dann folgt die ausführliche Projektbeschreibung. Auch diese wissenschaftliche Untersuchung folgt damit Dramaturgien, welche die Vorstellungen, welche Leser\_innen dieser Untersuchung haben, mitgestalten. Nina Tecklenburg hat in »Performing Stories« dieses auf den Punkt gebracht: »Das *Narrative als Performanz* soll damit nicht nur Thema, sondern auch methodologisches Programm meiner Untersuchung sein. Damit soll der Tatsache Rechnung getragen werden, dass (Erzähl)-Ereignisse einen »struggle of agency« auslösen.«<sup>51</sup>

Im Hinblick auf die Abgrenzung von Narrativen und Geschichten soll festgehalten sein, dass Geschichten – im Gegensatz zu Narrativen – von ihren Teilhabenden als für das eigene Leben gültig empfunden werden, dass sie nachhaltige, weil argumentative Überzeugungskraft aufbauen, dass sie ethische Ansprüche besitzen, dass sie eine erweiterte Dauer haben und dass sie komplex sind. Was Narrative und Geschichten eint, ist hingegen, dass sie Sinnangebote für Menschen machen.

In Rückbindung an Stadt- und Regionalplanung sind Geschichten in dieser Untersuchung ausdrücklich nicht als eine Art »sekundäre« oder

<sup>49</sup> Latour, Bruno: *La vie de laboratoire. La production des faits scientifiques*, Paris 1979.

<sup>50</sup> Im deutschsprachigen Raum die wohl umfassendsten Untersuchungen in jüngerer Zeit haben Müller-Funk (2008) und Tecklenburg (2014) vorgelegt.

<sup>51</sup> Tecklenburg, Nina: *Performing Stories. Erzählen in Theater und Performance*, Bielefeld 2014, S. 58. Den Begriff der »struggle of agency« übernimmt Tecklenburg von: Langeliér, Kristin M./Peterson, Eric E.: *Storytelling in Daily Life*, Philadelphia 2004, S. 238.

»fakultative« Ressource verstanden, als ein »nice-to-have«, als etwas Verzichtbares. Es verhält sich mit ihnen, den Visionen für Stadt- und Raumplanung und den Auserzählungen durch Akteur\_innen zur Implementierung dieser Visionen, nicht wie mit einer beliebigen hinreichenden Bedingung, welche eine ersatzlose notwendige Bedingung (zum Beispiel Baukostenplanung, statische Planungen) lediglich ergänzt, um eine Gesamtlösung zu finden. Diese Auserzählungen sind – was das Kennzeichen notwendiger Bedingungen ist – nicht austauschbar. Geschichten sind, wie Ingenieurwissen oder Investitions- und Betriebskostenrechnungen, eine notwendige Ressource für jegliche Stadt- und Regionalentwicklung. Dies sind sie über die Tatsache hinaus, dass sie in dieser Untersuchung als Treiber und Kitt intersektoraler und institutionell nicht gefestigter Ökosysteme betrachtet sind.

Dieser Umstand ist einerseits in der Forschung zur Stadt- und Regionalentwicklung inzwischen prinzipiell anerkannt. Andererseits bildet er, in konkreter Betrachtung, eine Herausforderung für Forschende. Denn bei Narrativen und Geschichten handelt sich um Energien, die komplex und flüchtig ist. Sie sind nur mit entsprechenden Aufwänden, wie im Kapitel zum Forschungsdesign konkretisiert, zu fassen. Und diese Herausforderung betrifft mitnichten ausschließlich die informellen Momente öffentlicher Planungsprozesse. Klaus Selle berichtet aus einer vom ihm durchgeführten »Interviewserie mit Fachleuten«:

»Selbst förmliche Verfahren (etwa Bauleitplanungen) hätten zwar einige vorgeschriebene Kerninhalte und Verfahrensabfolgen, würden aber in der Praxis sehr unterschiedlich ausgestaltet. Damit war die Vorstellung, man könne sich in der Untersuchung auf ›absichtsvoll und als Zusammenhang gestaltete Kommunikation‹ konzentrieren, obsolet.«<sup>52</sup>

Selles Schlussfolgerung ist:

»Wären wir bei diesem Ansatz geblieben, hätten nur Konzepte, nicht aber Wirklichkeiten der Kommunikation, beschrieben werden können. Zugleich aber warf uns diese Erkenntnis zurück in die unbestimmte Gesamtheit aller kommunikativen Bezüge.«<sup>53</sup>

<sup>52</sup> Selle, Klaus: Stadt entwickeln. Arbeit an einer Gemeinschaftsaufgabe. Texte aus Forschung und Praxis, Lemgo 2018, S. 208.

<sup>53</sup> Ebd.

Auf diese Untersuchung übertragen, lassen sich die »Konzepte« mit »Visio-nen« respektive »Narrativen« gleichsetzen und »Geschichten« mit der »un-bestimmten Gesamtheit aller kommunikativen Bezüge«. Folgerichtig rücken auch bei Selle Akteur\_innen und ihre Beziehungen untereinander in den Fo-kus der Betrachtung: »Eine Antwort kann darin bestehen, dass man die Ge-staltung von Interdependenzen zwischen in den in Stadtentwicklungsprozes-sen involvierten Akteuren als Kommunikationsprozess versteht.«<sup>54</sup>

Damit wird nun der Blick auf Teilhabende gerichtet und diesbezügliche Forschungen in Stadt- und Regionalentwicklung sowie intersektorale Projekt-prozesse.

#### 4.4 Wer sind eigentlich die Teilhabenden?

Die Frage ist im zweiten Abschnitt der Schlüsselbegriffe knapp beantwortet: wer teilhat, wer also mittut, ist Teilhaber\_in. Eine Antwort liegt also in diesem Fall in der sprechenden Qualität des Begriffes selbst. Die Frage, wer Teilha-bende sind, wird in ihrer Beantwortung indes komplexer, wenn danach ge-fragt wird, wer mittun darf und woran sich dieses bemisst. Auch und gerade für Teilhabende intersektoraler Prozesse stellt sich angesichts deren prin-zipieller Offenheit diese Frage. Gerade hier geht es darum, dass die Türen zum Mittun allen Interessierten offenstehen.

Hier wird es nun knifflig: Denn es gibt im Gegensatz zu etablierten in-stitutionellen Strukturen (z.B. Amtsberiche in Verwaltungen) keine einge-führten Organisationsstrukturen, um Entscheidungen über die Frage, wer mittun darf, systematisch herbeizuführen und im Konfliktfall auch an die dafür vorgesehene Stelle zu eskalieren. Während für die Personalauswahl in Verwaltungen und Unternehmen in der Regel Personal- und Fachabteilungen zusammenarbeiten und in einer Verwaltung die Verwaltungsspitze oder in einem privatwirtschaftlichen Unternehmen das Topmanagement im Eskala-tionsfall das finale Sagen haben, liegen die Dinge in intersektoralen Prozessen im Grunde ungeordnet.

Entschärfend ließe sich anführen, dass viele Menschen fundiert selber be-urteilen können, ob sie Teilhabende eines Prozesses sein möchten, und auch beurteilen können, ob sie sich einem Prozess wieder entziehen. Wenn jedem

---

54 Ebd.